

Kapitel 1

Bubikopf und Butterlecker im Haar

Das kleine Mädchen rührte sich nicht von der Stelle. Scheinbar bewegungslos stand es vor dem Schaufenster und hielt das Gesicht an die Scheibe gepresst. Seine feinen, hellblonden Haare waren zu einem Bubikopf geschnitten. Sie reichten bis über die Ohrläppchen, waren an der Seite gescheitelt und mit einer dicken Schleife versehen. Es war vielleicht acht oder neun Jahre alt, trug ein marineblaues Strickkleid von Bleyle, das bis zu den Knien reichte und am Hals mit einem kleinen, weißen Kragen versehen war. Nach einer Weile löste sich das Kind langsam von der Auslage des Spielzeuggeschäftes. Es hatte ein zartes, schmales Gesicht. Seine großen, braunen Augen schauten zaghaft und übermütig zugleich. Das Mädchen seufzte, wandte sich von dem Schaufenster ab und trottete langsam den Fußweg der Schönningstedter Straße hinauf. Unvermittelt blieb es stehen und drehte sich noch einmal um. Schon schien es im Begriff zu sein, zurück zu gehen, als es sich einen Ruck gab und festen

Schrittes weiterlief. Ein kühler Wind blies über die Dächer der Häuser, die rechts und links die Straße säumten und ließ die ersten bunten Blätter auf das Kopfsteinpflaster regnen. Es wurde Herbst in Reinbek, einem kleinen Ort östlich von Hamburg, in dem das Mädchen zu Hause war. Es wohnte im Ortsteil Prahltsdorf, der „roten Republik“, wie er aufgrund der politischen Gesinnung seiner Bewohner auch genannt wurde.

Mein Traum war immer ein Puppenwagen, doch meine Eltern hatten nicht das Geld, um mir einen zu kaufen. Stand irgendwo im Schaufenster ein Puppenwagen, drückte ich mir die Nase platt. Doch es geschah ein Wunder: Ich bekam den Puppenwagen von meiner Tante Liddy geschenkt, mit dem sie selbst schon als Kind gespielt hatte.

Eines Tages stand er in der Küche. Mit einem festen Kasten, einem Verdeck und hohen Rädern. Nur der beige-farbene Stoff, der den Puppenwagen auskleidete, war am Rand ein wenig abgenutzt, ansonsten war der Wagen rund herum in Ordnung.

Traudi kam gerade von der Schule nach Hause. Sie wohnte mit ihren Eltern und ihrem fünf Jahre jüngeren Bruder Heini in dem kleinen Anbau eines viereckigen, weiß gestrichenen Mietshauses in der Reinbeker Schützenstraße Nr. 9. Es wurde die „Kartenfabrik“ genannt. Niemand wusste, woher der Name des Hauses rührte. Sieben oder acht Familien wohnten dort. Die Haustüren wiesen direkt auf den Sandhof, auf dem Kinder gerade Hinke Hanke spielten. Aus den weiß getünchten Schweineställen gegenüber drang lautes Grunzen. Eine schwarze Katze mit einem einzigen, schneeweißen Ohr schlich an der Häuserwand entlang, überquerte den Hof und verschwand in einer kleinen Luke im Schweinestall. Traudi trat in die Haustür des Anbaus, neben der ein Blecheimer mit Essensresten für die Schweine stand. Bei gutem Wetter war die Tür immer offen. Traudi zog ihre Schuhe aus und stellte sie sorgfältig auf das Wischtuch auf dem Fußboden im kleinen Flur. Flink hängte sie ihre Jacke an einen Haken an der Wand und ging mit ihrer Schultasche unter dem Arm in die Küche. An der Schwelle blieb sie wie angewurzelt stehen. „Mama!“, rief sie. Ihre Mutter saß am Küchentisch. Schelmisch blickte sie ihre Tochter an. Ihre kurzen, kastanienbraunen Haare waren leicht gewellt. Am Scheitel über der Stirn waren sie ergraut. Ihre Gesichtszüge waren müde. Das ließ sie älter erscheinen. Sie war Anfang dreißig, trug einen gerade geschnittenen, schwarzen Rock mit einem dunklen Pulli. Die dicken, dunklen Strümpfe wellten sich am Fußknöchel. Neben ihr

stand der Puppenwagen. „Da kickst du, mien Deern, wat? Tante Liddy wör hier un hett den Puppenwagen för di bröcht.“

Ich bin mit der plattdeutschen Sprache groß geworden und ich liebe sie. Zuhause war sie etwas gemischt. Denn meine Großmutter Tiedemann kam aus Waren an der Müritz in Mecklenburg und sprach das dortige Platt. Zankten wir Kinder uns, sagte sie immer: „Ji mööt juuch doch verdrägen!“ So enthielt das Plattdeutsch meiner Mutter viele Worte aus dem Mecklenburgischen. Und wir Kinder mischten auch mal Platt mit Hochdeutsch. Ich erinnere mich, dass mein Bruder Heini einmal in einem Aufsatz in der Schule Fűrholt statt Feuerholz schrieb.

Traudi schluckte. Vor Freude hatte es ihr die Sprache verschlagen. Neugierig ging sie zu dem Puppenwagen, der vor dem Küchenschrank aus Naturholz stand und begutachtete ihn von allen Seiten. Sie legte ihre Schultasche auf einen Küchenstuhl und verschwand in der Tür zur Stube. Eine Minute später kam sie mit Pummelchen zurück. So nannte sie ihre Babypuppe, die bis auf den Porzellankopf aus Stoff gefertigt war. Pummelchen sah schon etwas mitgenommen aus, aber Traudi liebte sie heiß und innig. Liebevoll legte sie Pummelchen in den Puppenwagen und schob zur Tür hinaus.

Jetzt wurde mein Pummelchen ganz stolz ausgefahren, im Hof und die Schützenstraße rauf und runter. Am Abend nahm ich den Puppenwagen mit in das Schlafzimmer, stellte ihn neben mein Bett und ließ ihn nicht aus den Augen. Im Wagen lag das Pummelchen

vom vergangenen Jahr. Wenn ich Glück hatte, hielt es bis nächstes Weihnachten, dann bekam ich ein neues. Oder es verschwand vor dem Fest und saß dann Heiligabend in neuen Kleidern, die meine Mutter genäht hatte, unterm Weihnachtsbaum. Wir waren nicht verwöhnt. Dafür hatten wir viel Freiheit und waren ständig draußen in der Natur.

Jeden Tag nach der Schule musste Traudi Disteln für die Schweine stechen und Butterblumen, Klee und Gras für die Kaninchen pflücken. Die Verschläge für die Kaninchen und Hühner waren hinter den Schweineställen angebracht; zumindest in der Schützenstraße war das so, wo Traudi mit ihren Eltern und ihrem Bruder Heini wohnte, bis sie etwa zehn Jahre alt war. Dort war auch ein Garten, in dem Kartoffeln, Bohnen, Kohl und Tomaten wuchsen. Er versorgte die Familie mit frischem Gemüse und stand unter Obhut von Traudis Vater, der Gärtner war. Ein kleines Gartenstück hatte er als Blumenbeet abgeteilt. Als Traudi und Heini etwas größer waren, drückte er jedem der Kinder eine Tüte mit Saatkörnern in die Hände und zeigte ihnen, wie man sie in die Erde steckt und wässert, damit sie gedeihen.

Als Heini alt genug war, begleitete er seine Schwester, um das Futter für die Tiere zu holen; einige Jahre später sollten auch die anderen beiden Geschwister - Ina und Jan - dabei sein. Barfuß liefen sie über die Felder, um Ähren zu sammeln, die sie in der Schönningstedter Mühle, vorne in der Backstube, gegen Mehl eintauschten. Hinten in der

Mühle bekamen sie von Müller Sens Schrot für die Schweine.

Ähren waren kostbar. Wenn ich als Kind Ähren abpflücken wollte, bekam ich von meiner Mutter einen Klaps auf die Finger. „Das ist Brot“, sagte sie.

Kartoffeln stoppelten die Kinder nach, das heißt, sie streiften nach der Ernte noch einmal über die Felder und hoben die kostbaren Erdfrüchte auf, die übrig geblieben waren. Ihre Erträge legten sie in einen großen Blockwagen, den sie hinter sich herzogen. Im Sommer sammelten sie Wiesenchampignons auf Bauer Puls` Kuhkoppel. Sein Anwesen grenzte an das Grundstück von Großmutter Vogt, die gegenüber in der Schützenstraße wohnte. Bei Puls holten die Kinder Stroh für die Schweine und im Winter kauften sie bei ihm Kohlen. Bickbeeren fanden sie im Wald; sie wurden mit Milch und Zucker verspeist und schmeckten köstlich. Himbeeren und Brombeeren wuchsen in den Knicks und im Herbst waren die Fliederbeeren reif. Wenn der erste Frost die Büsche überzogen hatte, kamen die Schlehen an die Reihe, aus denen der Vater Schlehenwein fertigte. Da ihre Mutter mit dem Verkauf der eigenen Hühnereier ein paar Groschen dazu verdiente, schlich Traudi oft um die Hühnerställe von Puls herum, um blind gelegte Eier, die überall verborgen im Heu in der Scheune lagen, zu stibitzen. Ständig waren die Kinder unterwegs, um etwas zum Essen zu besorgen. Später, in der Nachkriegszeit, war jedes Stück Holz wertvoll, jeder kleine Ast und jedes noch so kleine Knüppelchen, um den Ofen zu heizen.



Alle mal herschauen... so ist es fein: Die elfjährige Traudi mit ihren beiden Geschwistern Heini und Ina.



Sind wir nicht schick? Die sechsjährige Traudi mit einem Nachbarmädchen.



Sommer im Garten:
Traudi und ein Nachbarjunge
schauen Heini beim
Planschen in der
Zinkwanne zu.



Traudi, drei Jahre alt, mit ihrer Mutter auf Oma Tiedemanns Balkon.

Ich war ein Hans-Dampf in allen Gassen, immer auf Achse, immer unterwegs. Wir Kinder wussten, wo wilde Maiglöckchen wuchsen und wilde Narzissen. Wiese, Wald und Felder hatten wir vor der Tür.

Traudi genoss die Freiheit. Sie liebte es, hinter dem Gehöft von Bauer Puls in den Knicks herumzuströmen oder auf Bäume zu klettern. Sie hatte einen kleinen Lieblingsbaum, auf dem sie häufig saß und träumte, während unten die Kinder spielten. Er stand im Nachbargarten von Oma Vogt. Und wenn sie nicht im Baum saß oder in einem der Büsche hockte, dann rutschte sie mit den anderen die große Sandkuhle auf Puls` Kuhkoppel auf dem Hosenboden herunter. Oder sie spielte mit ihnen Hinke Hanke, Kreisel, Tippel Tappel, Land gewinnen, Kriegen, „Hahn Hahn ik seh di“ und mit dem Ball. Oh je, wenn dabei ein Ball über die Hecke von Herrn Kahnert flog. Er war ein verbitterter, alter Mann, der in der Schönningstedter Straße Ecke Schützenstraße wohnte. Schreiend liefen die Kinder zu seinem Grundstück, blieben vor der Hecke stehen und riefen: „Das ist unser Ball, geben Sie ihn zurück.“ Doch der Alte hatte ihn schon, wie alle anderen Bälle zuvor, grummelnd eingesteckt und beobachtete finster die Kinderschar durch die Hecke. Da hatte er seine Rechnung aber ohne die Kinder gemacht. Herr Kahnert hatte ein Steckenpferd: Er pflanzte mit großer Leidenschaft Erdbeeren an. Um die Erdbeerbeete zu düngen, las er die Pferdeäpfel von der Straße auf. War schon von weitem Pferdetrappeln zu hören, verschwand eines

der Kinder geschwind in einem Haus und tauchte mit einem Eimer, einer Schaufel und einem Besen wieder auf. Und schwupp, waren die Pferdeäpfel weg. „Verflixte Bande!“, zeterte er, als er die Kinder von der blank gefegten Straße davonflitzen sah. Das war ihre Rache. Die Pferdeäpfel kamen auf den Misthaufen und Herr Kahnert ging leer aus.

War das ein Spaß! Aber die Kinder hatten schon den nächsten Streich im Sinn. Schnell liefen sie in die Werkstatt von Schuster Zeunert. Seine Kate, in der er auch arbeitete, lag direkt neben der von Kahnert. Flugs zogen sie ihre Stiefel aus und hielten sie dem unteretzten, grauhaarigen Mann, der eine mächtige Lederschürze umgebunden hatte, hin. Der wusste schon, was sie wollten und lachte. Sowie er ihre Stiefelabsätze mit neuen Eisenbeschlägen versehen hatte, liefen die Kinder hinaus auf die Straße. Johlend hieben sie mit den Hacken über das Kopfsteinpflaster und verursachten nicht nur einen großen Lärm, sondern schlugen kleine Funken mit ihren frisch beschlagenen Absätzen.

Wir hatten immer einen im Sinn. Da ist mir mal etwas passiert. Ein- bis zweimal die Woche kam zu bestimmten Uhrzeiten der Brotwagen von Schönningstedt herunter. Das war ein hellgelb gestrichener, geschlossener Wagen, in dem sich das Brot befand. Er wurde von zwei Pferden gezogen. Die großen Räder hatten eine Eisenbereifung. Es war eiskalt an dem Tag und ich habe daran geleckt. Ich habe mit Mühe meine Zunge wieder abgekriegt. Sie war fast festgefroren.

Traudi war immer dabei, egal wo und was los war.

Ihre Haare klebten verschwitzt an der Wange, die Knie waren aufgeschlagen, die Handflächen häufig schwarz von Teer. Denn bei Oma Vogt lief im Sommer immer der weiche Teer vom Dach an der Regenrinne hinunter und Traudi liebte es, die warme, schwarze Masse in ihren Händen zu kneten und zwischen den Fingern hindurchglitschen zu lassen. Noch bevor es zu dämmern begann, stand ihr Vater am Hofeingang. Er sagte kein einziges Wort, doch die Kinder wussten Bescheid.

Wenn ich nach Hause kam, stand meine Mutter schon mit einem Margarine-Pott und einem Lappen in der Tür. Damit wischte sie mir gründlich den Teer von den Händen. Ich sah immer aus wie ein Schmutzfink.

Drinnen roch es nach warmem Essen. Traudis Vater, der bei der Gärtnerei Wagschal in Reinbek die Grabstätten auf dem Friedhof pflegte, kam in der Woche nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr nach Hause. Sein Fahrrad, ein klassisches, schwarzes Herrenrad, lehnte draußen an der Hauswand. Die zweireihig geknöpfte, dunkelblaue Wolltweed-Jacke mit großem Kragen, die er im Winter trug, hing an einem Haken im Flur, darüber seine blaue Prinz Heinrich Schirmmütze. Die Familie saß in der Stube um den Tisch und aß zu Abend. An jenem Tag gab es Gemüse Eintopf mit Grütze. Mal kamen auch Kartoffelpuffer auf den Tisch oder eine Grütze aus Buchweizen oder Hafer. Nur sonntags aßen sie Fleisch, entweder Schweinebraten aus dem eigenen Vorrat, Huhn oder Hack. Fleisch war teuer, aber Hack von Schlachter Troll konnten sie sich ab

und zu leisten. Daraus machte die Mutter gebratene Hacklöße. Die Kinder machten sich gern über den Fleischer lustig. „Haben Sie Eisbeine?“, fragten sie ihn, wenn sie gerade Hack für die Mutter gekauft hatten. Auf sein Nicken riefen sie: „Dann ziehen sie sich doch warme Socken an!“, und liefen kichernd aus dem Laden. An Festtagen wurde ein Kaninchen geschlachtet.

Das hat mein Vater selbst geschlachtet. Ich habe nur gesehen, wenn er es abgezogen hat. Ich kann bis heute kein Kaninchen essen, weil ich dann immer dieses Bild vor Augen habe.

Manchmal gab es Fisch. Einmal die Woche kam die Fischfrau. Sie stand mit ihrem Verkaufswagen unter der Überdachung beim Gasthof Petersen, etwa zehn Minuten zu Fuß entfernt in der Schöningstedter Straße. Meistens musste Traudi mit einer Schüssel hingehen und Fisch holen. Einmal kam sie zurück, die Arme weit von sich gestreckt, die Nase gerümpft und die Augen von der Schüssel weg gedreht. Entsetzen stand dem Mädchen ins Gesicht geschrieben. In der Schüssel ringelten sich Aale, die an jenem Abend in der Pfanne brutzeln sollten. Traudi bekam keinen Bissen herunter.

Wenn meine Geschwister mich ärgern oder los sein wollten, liefen sie mit einer dicken, fetten Mette hinter mir her und ich bin gelaufen... Am schlimmsten aber war, wenn ich Raupen vom Grünkohl sammeln musste.

Der Vater aß bereits Eintopf, als Traudi mit ihrem Teller, den die Mutter in der Küche gefüllt hatte, hereinkam. Gemüse mochte sie am liebsten. „Dat

ward aber Tiet!“, empfing er sie und schob seinen Löffel in den Mund ohne aufzublicken. Sie setzte sich an den Tisch in der Mitte der Stube. Ihr Bruder Heini wartete bereits geduldig auf sein Essen. Die Mutter brachte ihm sein Gemüse, das sie etwas zerdrückt hatte, und nahm ebenfalls Platz. Schweigend

waren die Köpfe über die Teller gebeugt. Vor dem Fenster, das zum Garten zeigte, stand dicht gedrängt eine Schar Kakteen in allen Größen. Traudis Vater mochte die stacheligen Pflanzen. Der Vater war schnell mit dem Essen fertig. „Du kannst mi mal Tabak holen!“, meinte er zu Traudi. Jeden Freitag, wenn er seinen Lohn erhalten hatte, musste sie zu Lene Raue, Tabak für seine Pfeife holen. Traudi hasste es, die ganze Schützenstraße hinunter zum Tabakladen zu laufen. Besonders im Herbst und im Winter, wenn es

schon früh dunkel war, hatte sie Angst vor dem Weg. Gehorsam ergriff sie die Münzen, die ihr Vater auf den Tisch gelegt hatte und lief hinaus. „Du kannst Bonsche mitbringen!“, rief er ihr hinterher. Traudis Miene hellte sich etwas auf. Freitags durfte

sie oft eine Tüte Bonbons für alle kaufen. Als sie zurückkam, setzte sich die ganze Familie wieder um den Tisch, die geöffnete Bonbontüte, aus der sich jeder etwas nehmen durfte, für jeden gut erreichbar. Sie spielten Mensch ärgere Dich nicht, lasen in den Illustrierten der Lesemappe oder formten mit Knetgummi Figuren, während der Vater sich in die Zeitung vertiefte. An manchen Abenden erhob er sich und ging in das Schlafzimmer, das direkt neben der Stube lag. Auf dem hohen Kleiderschrank verwahrte er Äpfel zum Überwintern.

Es war immer ein Ereignis, wenn er mal Äpfel für uns herunterholte.

Nervös schaute Traudi zu ihrem Bruder. „Wenn der jetzt bloß still ist“, dachte sie und zwinkerte ihm zu. Erst vor wenigen Tagen hatten sie einen Stuhl an den Kleiderschrank geschoben, um nach oben zu gelangen. Heimlich hatten sie sich zwei Äpfel genommen und die anderen sorgfältig zusammen gerückt, damit das Fehlen unbemerkt bliebe. Doch Heini blickte jetzt so arglos drein, dass niemand auf die Idee gekommen wäre, dass er es wagen würde, unerlaubt die Äpfel auch nur anzuschauen. Traudi war beruhigt. Der Vater kehrte mit vier Äpfeln in den Händen zurück und legte sie auf den Tisch. Die Kinder jubelten. Pünktlich um sieben Uhr mussten sie ins Bett.

Geld war, bis auf freitags, wenn der Vater mit der Lohnlüte nach Hause kam, immer knapp. Als die Kinder etwas größer waren, arbeitete die Mutter vormittags in einem Haushalt, um dazu zu verdienen.



**Nun halt doch mal still!
Traudi mit Nachbarkind.**

Für ein Handarbeitsgeschäft in Bergedorf entwarf sie Muster zum Sticken. Viele Abende sah man sie über ihre Zeichnungen gebeugt am Küchentisch sitzen. Doch das Geld reichte hinten und vorne nicht. „Köönt ji mol Gruben und Margarine holen und lot dat anschrieben, wi betold am Weekenend“, sagte die Mutter immer und Traudi und Heini zogen los zu Schmidt's Lebensmittelladen, der direkt neben Lene Raues Tabakgeschäft lag.

Meistens haben wir Kinder eingekauft, was man unbedingt brauchte, also Zucker, Mehl, Graupen, Hafgerütze und Margarine. Wir mussten immer anschreiben lassen. Das war mir unangenehm; ich habe mich immer geschämt.

Zögernd betrat Traudi den Laden. Frau Schmidt stand hinter dem hohen Holztresen, auf dem an der Seite große Gläser mit Bonbons standen, und grinste. Davor standen Säcke, bis zum Rand mit Getreide gefüllt. Daneben hingen Holzpantinen an einem Haken. „Wat wöllt ji?“, fragte sie. „Wi söllt Gruben und Margarine holen“, antwortete Traudi und schaute auf den Boden. Am liebsten wäre sie im Erdboden versunken. Immer dasselbe. „Schall ik dat wedder anschrieben?“, tönte Frau Schmidts Stimme durch den Laden. Gott sei Dank waren die beiden gerade die einzigen. „Ja, bitte“, erwiderte Traudi leise und wagte es nicht, der Frau ins Gesicht zu gucken. Frau Schmidt nahm eine Tüte zur Hand, zog eine der Schubladen im Holzschrank hinterm Tresen auf und füllte Graupen hinein. Mit einem wuchtigen Messer schnitt sie aus einem

Holzfass ein Stück Margarine heraus, wickelte es in Papier und steckte es ebenfalls in eine Tüte. Sie griff zum Bleistiftstummel neben der Kasse, machte einen Vermerk auf einem langen Zettel und drückte jedem der Kinder eine Tüte in die Hand. Wie zwei Blitze schossen die beiden zur Tür hinaus. Sie trödelten die Schützenstraße entlang. An einer Stelle neben dem Fußweg, nicht weit vom Krämerladen entfernt, war der Sand weich und fein. Dort hockte sich Traudi immer hin. Zwischen den Sandkörnern blitzten winzige, rund geschliffene Glassteinchen in allen Farben hervor. Sie nahm eine Handvoll Sand und ließ ihn langsam durch die Finger rinnen, bis drei schillernde Steine in ihrer Handfläche liegen blieben. Traudi lachte und zeigte ihrem Bruder den Schatz. Heini war begeistert. Er setzte sich neben seine Schwester und begann ebenfalls, Glitzersteinchen zu suchen. Vergessen war das beklemmende Gefühl von eben, wenigstens für eine Weile.

Die Steinchen waren bunt und schön. Ich kannte die Stelle, wo sie lagen, genau. Ich mochte die kleinen Steinchen. Ich habe mir aber auch vorgestellt, wie das ist, Dinge zu haben, die die Eltern gar nicht kaufen konnten.

Viele Jahre später, als junge Frau, sollte sich Traudi noch einmal an diese Stelle erinnern, an der sie als kleines Mädchen so gern den Sand zwischen ihren Fingern zerrinnen ließ, um die blitzbunten Steinchen herauszulesen.